

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 29.

Grand Island, Nebr., 26. Februar 1909. (Zweiter Theil.)

Nummer 27.

Im Nebel.

Von Hermann Hesse.

Seltam, im Nebel zu wandern!
Einsam ist jeder Busch und Stein,
Rein Baum steht den andern,
Jeder ist allein.

Woll von Freunden war nur die Welt,
Wo noch mein Leben licht war;
Nun, da der Nebel fällt,
Nicht mehr sichtbar.

Wahrlich, keiner ist weise,
Der nicht das Dunkel kennt,
Das unentrinnbar und leise
Von allen ihn trennt.

Seltam im Nebel zu wandern!
Leben ist Einsamkeit.
Rein Mensch kennt den andern,
Jeder ist allein!

Moppelchen.

Eine tragische Geschichte mit gutem Ausgang.

Moppelchen war ein Prachtexemplar seiner Gattung, nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu dick, aber doch mit einer leisen Neigung zum Embonpoint, die ihm ein reizend gemüthliches Ansehen gab. Moppelchens größte Schönheit aber waren wunderwolles, kluge, braune Augen, die einem durch und durch sahen. Mit zunehmendem Alter und zunehmender Korporalenz war er auch ein hübscher geworden. In seiner frühesten Jugend war ihm kein Weg zu feil und kein Graben zu breit gewesen, so daß, wer ihn damals gekannt hatte und ihn heute wieder sah, wehmüthig sagte: „Ja, ja, man wird alt!“ Moppelchen regelmäßig als eine ungeheure Beleidigung aufzufassen und ein bißiges Gesicht machte. Die Bistafel war überhaupt einer von Moppelchens Fehlern. Es mochte wohl daran liegen, daß er von Anfang an sehr verächtlich worden war, genug, er hatte sich zu einem richtigen Tyrannen ausgewachsen, so daß jeder sich hüete, Moppelchen etwas in den Weg zu legen. Auch Redereien konnte er gar nicht gut vertragen.

Seit einiger Zeit war aber vollends gar kein Auskommen mehr mit ihm. Er hatte die Stirn in finstere Falten gezogen, und wer Moppelchen kannte, wußte, was das zu bedeuten hatte, nämlich Sturm. Auch das Essen schmeckte ihm nicht mehr, worüber er doch sonst Zeit seines Lebens nicht zu klagen gehabt hatte. Er sah mühsam und unfreundlich in seiner Gese, so daß keiner sich heranwagte. War Moppelchen etwa krank? Man fragte und forschte — Moppelchen verrieth nichts, bis man denn eines Tages doch dahinter kam — ja, so war es, nun lag es klar zutage — Moppelchen war verliebt, rettungslos. Sie war eine kleine Schönheit; hochmüthig, wie es das gute Recht aller Schönheiten ist; vornehm, wie es diejenige sein mußte, an die Moppelchen sein gutes, unbedürftiges Herz verlieren konnte. Sie wohnte drei Häuser von ihm, er traf sie fast täglich auf der Straße — aber das schämte er, daß sie über das gute, dicke, bequeme Moppelchen waghalsig, als wäre es gar nicht vorhanden.

„Nach viel schlimmer als Luft behandelt sie mich“, dachte Moppelchen ingrimmig, „sehe ich denn wirklich so miserabel aus? Oder hat die schöne Lili nur keinen Geschmack?“

Daß sie Lili hieß, wußte er schon, das hatte er neulich gehört und nannte sie glücklich in seinen Gedanken so. Woher sie kam der Fahrt und wie ihre Art, hatte er bisher noch nicht ergründen können, so unermüßlich er geforscht hatte. Nun, es würde schon noch werden.

Moppelchen warf also seinem Spiegelbild einen tiefschmerzlichen Abschiedsblick zu, rühte noch die braunseidene Krawatte zurecht, nahm sich eine Zigarette aus dem Silberfäschchen auf seinem Schreibtisch und machte sich an die Arbeit. Er hatte nämlich schieflich viel zu thun, denn er war, was wohl bisher noch gar nicht erwähnt worden ist, wenn auch nicht wohlbestallter, so doch ordnungsmäßig geprüfter königlich preussischer Gerichtsreferendar. So schön der Titel nun auch unstreitig ist, so kann man doch nicht ewig dabei stehen bleiben. Das sah selbst Moppelchen ein, besonders seit die schöne Lili in seinen Gesichtskreis getreten war. Deshalb setzte er sich mit dem ganzen Feuer seiner 25 Jahre hin und dachte, achte, was das Zeug halten wollte. — Und wenn draußen die Sonne noch so schön schien, und wenn es der hellste Sommermittagsmorgen war, wenn er von draußen die lustigen Stimmen

derer hörte, die hinausjagen und durch sein Fenster all die fröhlichen jungen Gesichter sah, er blieb standhaft und dachte weiter. Nur am Dienstag Nachmittag um 3/4 5 Uhr, wenn Lili zur Gefangenschaft ging, dann hielt ihn keine Macht der Welt, dann nahm er seinen „Steifen“ vom Nagel, den Ebenholzstock mit dem Silbergriff aus dem Ständer und zog aus wie weiland Christoph Columbus, die Welt zu entdecken oder doch das Herz seiner Schönen. Das hatte schon wochenlang gedauert: Lili war unentwegt schön, still und hochmüthig an ihm vorübergegangen. Da sah denn Moppelchen der Muth der Verzweiflung.

Er hieß natürlich eigentlich gar nicht Moppelchen, der Name war ihm nur so angeheftet, ganz von ungefähr, ohne daß einer wußte, wer ihn aufgebracht hatte — der Name war eines Tages da, jeder kannte ihn, jeder fand, daß es die beste Bezeichnung für den drolligen kleinen Burschen war. Der Name blieb ihm, als er größer wurde, jung und alt, Männlein und Weiblein wandten ihn an. „Moppelchen“ war er auf der Schule und auf der Universität, „Moppelchen“ daheim und im Ballsaal. Und dabei haßte er den Namen, haßte ihn, seit er selbstständig denken konnte — teurer aber kümmerte sich um die Wuth des kleinen Burschen, der mit geballten Fäustchen auf jeden losging, der den gehässigen Namen aussprach; jeder lachte nur über seinen ohnmächtigen Groll, bis er es denn lernte, zähneknirschend zwar, aber doch still, die Benennung zu erdulden. Nur manchmal war er erobert worden, als er älter wurde, fast-friede-grob, wie eben nur Moppelchen sein konnte — die Freunde hatten ihn dann nur grenzenlos erstaunt angesehen: „Aber Moppelchen, was hast Du denn? Es war doch nicht böse gemeint.“ Er hatte dann noch gute Miene dazu machen müssen, aber verzeihen konnte er es ihnen nicht, keinem von denen, die ihn durch diesen Namen lächerlich machten. Als er seinen Doktor machte, hatte er gehofft, nun endlich die Galeerenteile, die er in diesem gehässigen Namen seiner Kinderzeit mit sich schleppen mußte, los zu werden. Wie gut das klingen würde: „Herr Doktor.“ Er hatte es sich tausendmal vorgesagt, in allen Tonarten — und als es soweit war, als er wirklich und wahrhaftig „Herr Doktor“ war — der erste Freund, den er auf der Straße traf, der ihm in die strahlenden Augen sah, der hatte ihm jubelnd beide Hände hingehalten: „Moppelchen, Moppelchen, ich gratulire!“ Moppelchen hatte nicht böse sein dürfen, diesmal nicht. Er hatte es eingestekt und tausendmal noch hinterher.

Augenblicklich hatte er dies sein Schicksal ganz vergessen. Sein ganzes Sein und Denken war Lili und noch mehr Lili. Heute würde er es wagen. Er traf sie wirklich. Sie sah zum Ansehen aus in einem lichtblauen Kleide, eine weiße Rose im Gürtel, braune Locken unterm Hutrand. — Moppelchens Herz schlug so sehr, daß er kaum weitergehen konnte. Jetzt stand er neben ihr. Er zog seinen Steifen: „Gnädiges Fräulein.“

Sie wollte hochmüthig über ihn wegsehen und weitergehen, aber sie brachte es nicht fertig, die lieben goldbraunen Augen schmeichelten und baten gar zu flehentlich — ein leises, leises Lächeln glitt über ihr Gesicht. Er sah's — und da sprudelte es über sie hin, alles, was er gedacht hatte, und was er denken würde, und was er gethan hatte seit undenklichen Zeiten. Sie gingen wie alte Bekannte nebeneinander her; Lili kam gar nicht dazu, auch einmal etwas zu sagen, sie konnte nur lächeln und nicken und den Kopf schütteln über das gute, närrische, glückselige Moppelchen.

Er machte dann einen Besuch, sie trafen sich öfter, und eines Tages fragte er sie, ob sie ihn heirathen wolle. Lili hatte lange gewußt, daß es so kommen würde, aber ein bißchen zappeln sollte er erst noch. Sie machte deshalb ein unsagbar überraschendes Gesicht, zog die Oberlippe ein bißchen hoch, weil sie wußte, daß es ihr gut stand, und fragte kühl-spöttisch: „Heirathen? Aber wer denkt denn an so etwas? Ach Sie heirathen, Moppelchen.“

Er starrte sie an, riß die Augen auf, als stände statt der rothigen Lili ein schreckliches Gespenst vor ihm. Ganz blaß wurde er, als sie den häßlichen Namen sagte. Ach, was, als wäre ihre rothe Mund entweiht. Wer mochte ihr den Namen gesagt haben? O, daß er ihn hätte, den Schändlichen

hier unter seinen Fäusten! Warum aber sprach sie es nach? Sie hätte wissen müssen, wie er das Wort haßte! Moppelchen? Kann man so wohl einen nennen, den man lieb hat? Moppelchen? Gut, wenn er für sie eben auch nur das Moppelchen war, das von allen Leuten in Anspruch genommen wurde, von jungen Damen, um ihnen Erfrischungen zu besorgen, von alten Damen, um ihnen Blauds und Schirme und Lächer zu tragen, von Freunden, um ihnen bei ihrer Arbeit zu helfen, das keiner ernst nahm, weil's doch eben das „Moppelchen“ war — für sie auch nur das Moppelchen, mit dem sich's gut plaudern und scherzen läßt, das man doch aber nicht heirathet — nun, dann mochte es eben sein.

Nichts erinnerte mehr an das freundliche, gutmüthige Gesicht Moppelchens, als er jetzt seinen Hut zog, ihr eine tadellose Verbeugung machte, „Verzeihung, mein gnädiges Fräulein!“ lehrte machte und ruhig und elegant die Straßen hinunterschritt.

Und Moppelchen beschloß zu sterben. Dann würde er wohl dem Muth seines Namens entgegen. Vielleicht setzten sie ihn noch auf seinen Grabstein: „Hier ruht Moppelchen.“ Möchten sie's thun. Ihn würde das dann nicht mehr kümmern.

Moppelchen ging also hinein in die Anlagen vor der Stadt bis zum kleinen See und setzte sich auf eine Bank. Das war sein Lieblingsplatz. Da hatte er auch manchmal mit Lili gesprochen. Drüben ging gerade die Sonne so schön unter, er sah hinein in das Gold, und es kam ihm ein brennend heißes, fortzujagen von der schönen Welt. Er dachte an die frühe Kindheit in dem großen Hause, dachte an die frohen, sorglosen Jahre, da Band und Mühe ihn schmückten, und dachte an Lili. Und er träumte, daß sich eine helle Gestalt leise zu ihm neigte und daß sich zwei kleine, weiße Hände still um seine legten — oder träumte er das nicht? War das nicht wirklich und wahrhaftig Lili, die ihm von unter herauf in die Augen sah: „Was war's denn? That ich Dir weh? Du, vergiß mit!“

Er sah die schneeweiße Liebe in den tiefen, schönen Mädchenaugen, vergessend war die erlittene Kränkung und all die herben Todesgedanken. Er sprang mit einem hellen Jauchzen auf und nahm das Mädchen in seine Arme.

„Ach habe Dich doch so lieb — Moppelchen“, sagte sie leise und zärtlich. Er wurde nicht mehr böse. Das häßliche Wort klang ihm jetzt wie helle Glocken und er küßte den Mund, der es gesagt. „Sag' es noch einmal“, bat er.

„Moppelchen!“

„Du schön!“ flüsterte er befligt.

Türkisches Spitzelthum.

In der Türkei gibt es keine Institution, ganz gleich ob staatliche oder private, in der nicht Spitzel unterhalten werden, und zwar sind es immer zwei Kategorien: die offiziellen, die jeder kennt, und die weit gefährlicheren, die geheimen. Wie Spinner haben sie das Land mit ihren Netzen umwoben, und ihre Willkür kennt keine Schranken. Das Geschäft der Spionage geht in der Türkei so weit, daß jeder Beamte Spitzeldienste leisten muß; denn wer kein Spion ist, ist auch kein Patriot.

Jeder, der einen mehr oder weniger guten Posten innehat, ist bemüht, zum Beweis seines Eifers irgendeinen Umstürzler zu entlarven. Ein Beamter in der modernen Türkei erinnert an einen Spürhund, der ständig auf der Fährte ist. Jeden neuen Menschen betrachtet er begierig und mutmaßt in ihm einen Verbrecher. „Wahrscheinlich dieser!“, und nur widerwillig läßt er ihn gehen, da er sich nicht entschließen kann, den Verdächtigen dem Ordnungswächter zu übergeben. Mit Neid sieht er auf die Braven, die ohne Zögern zureisen. Es ist auch nichts, wenn selbige gefangen wird. Bei solch heißer Arbeit kann es ohne Jertum nicht abgehen. Es wird vergeben, wenn nur die Liebe zur Sache außer Frage steht. Die Fähigkeit, im Namen des Vaterlandes die Lumperei zu begehen, wird Patriotismus genannt. Die politische Geheimorganisation liegt in den Händen zweier wichtiger Beamten, beide verfügen sie über viele Gehilfen. Diese zwei Beamten sind: der Polizeiminister und der Chef der Geheimabteilung, nur hat der letztere die größeren Machtbefugnisse. Er kennt die Angestellten der Geheimabteilung persönlich, während der Polizeiminister von der Zahl und der Güte der Agenten, das heißt der Spigel in politischen Angelegenheiten, keine Ahnung hat. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der Mord, besonders wenn

der Ermordete ein Christ und der Mörder ein Muselman ist, nicht zu den besonders schweren Verbrechen gerechnet wird; viel strenger wird der Diebstahl geahndet. Obgleich das türkische Recht eine wörtliche Uebersetzung des französischen ist, hat es in der Praxis mit diesem nichts gemein. Die Anschauungen über Verbrechen, vor allem über den Diebstahl, sind bei den Türken höchst eigenartig. Bestechungen, auch solche niedrigster Art, werden beinahe als Verdienst angesehen; aber Allah behüte den Kermlen, der aus einem Hause oder Laden etwas stiehlt; er wird als Auswurf der menschlichen Gesellschaft betrachtet. Nicht umsonst rühmen die Europäer einstimmig die aufrichtigste Ehrlichkeit der Türken. Wahrscheinlich, der Türke wird keine Sachen stehlen, die seiner Meinung nach wertlos sind, er wird aber leichten Herzens morden und rauben, wenn die Gelegenheit günstig und er sicher ist, unentdeckt zu bleiben.

Es ist Regel geworden, daß jeder, der auf irgendeine Weise mit dem Nilbis-Riost in Berührung kommt, schon allein dadurch verpflichtet ist, Spigeldienste zu leisten. Spigel werden müssen alle, ob Angestellte oder Beamte eines Ministeriums, ob Offiziere der Armee oder Marine. Das ist sozusagen eine offizielle Seite des Dienstes geworden. Wir sind nicht weit von der Wahrheit, wenn wir behaupten, daß auf jeden Bewohner der Türkei zwei Spigel kommen. Jeder türkische Bürger weiß, daß seine Person von zwei hierzu bestimmten Subjekten überwacht wird.

Sicher sein, daß einer oder zwei Kellner Spigel sind, die die Verpflegung haben, einer bestimmten Person nachts über alle Gäste Bericht zu erstatten. In dringenden Fällen können sie es auch am Tage tun. Sie müssen erzählen, worüber man gesprochen, geschrieben hat, und was ihnen überhaupt an den einzelnen Besuchern auffällig erschienen ist.

Außer den gewöhnlichen Spigeln, die, wie wir bereits erwähnt haben, viele von Angesicht kennen, findet sich an jeder öffentlichen Stelle ein geheimer, den niemand kennt und, was noch schlimmer ist, in dem niemand einen Spion vermuten würde. Meistens sind es erprobte und zu allem fähige Leute. Sie bescheiden eine vom türkischen Standpunkt aus gute gesellschaftliche Stellung, und diese, oft junge und vielversprechende Beamte, erweisen in keinem der Gedanken, daß sie im Dienst der Geheimpolizei stehen. Deshalb herrscht unter den Türken, wie auch unter den Muselmanen überhaupt, das gegenseitige Mißtrauen. In dem nächsten Nachbar wittert man, häufig mit Grund, den Spion. Diese anormale Lage führt häufig zu ersten Familienbrüchen, da es vorkommt, daß der Vater den Sohn und dieser den Vater denunziert. In jeder Familie, die nicht nur aus Mann und Frau besteht, gibt es einen Spigel. Es sind Fälle bekannt, wo Personen den eigenen Bruder denunzierten, um vom Sultan belohnt zu werden. Um sich vor erdachten Feinden zu schützen, verdirbt der Staat seine Untertanen. Eine Denunziation, wenn sie nur irgendwelche Bedeutung hat, bleibt nie unentdeckt, und diese Judasgelder, die oft auch in Form von Rangeserhöhungen gezahlt werden, üben natürlich eine demoralisierende Wirkung aus auf das ganze innere Leben des Türken. In jeder Schule gibt es unter den Kleinen unbedingt einen Spion, dessen Eltern dasselbe Gewerbe betreiben. Wenn er aus der Schule nach Hause kommt, wird er, gewohnheitsmäßig, seinen Eltern alles erzählen, was er im Laufe der Unterrichtsstunden gehört und gesehen hat, wobei er seine Kameraden stets mit Namen nennt. Nur handeln die Kleinen noch unbewußt, meist auf Befehl des Vaters. „Baba“ (Vater), spricht so ein Kerlchen, „heute hat Fuat Bei den Lehrer geschimpft.“ — „Was hat er gesagt, mein Junge“, fragt der Vater, den Buben zärtlich beruhigend. „Er hat ihn laut Dieb genannt!“ — „Dieb? Ah, so'n Kerl! Fuat Bei?“ überlegt laut der Vater, „ist das nicht der Sohn des Kol-agassi (Major), der in Chaidar-pascha (ein Vorort von Konstantinopel am asiatischen Ufer) wohnt?“ — „Ja, ja, Baba, derselbe! Mein Vater, erzählte Fuat, gab dem Lehrer mehreremal Geld, als der in Karten verlor, und schrie auf ihn.“ Der Knabe redet noch mehr ähnliches Zeug, und der gesinnungstüchtige Vater hört das alles an und erwägt, welchen Nutzen er daraus ziehen könnte. Er wird diese belanglose Sache nicht auf sich beruhen lassen; nein, er wird's notieren und bei Gelegenheit, wenn er über den armen Major ein Journal schreibt, sich dessen erinnern. „Jour-

nal“, das ist das fürchterlichste Wort für den türkischen Bürger. „Journal schreiben“ heißt, die schon in allen Einzelheiten fertige Denunziation ins Reine übertragen.

Und wie unter den Schülern, so geht es auch unter den Lehrern, nur mit dem Unterschied, daß ein Nichtspion selten ein Lehramt erhält. Er ist gezwungen, seinen Eifer, wenn auch nur rein äußerlich, zu bezeugen. So bekleidet ein Schuldirektor zwei Posten: den des Schuldirektors, der von dem Unterrichtsministerium Gehalt empfängt, und den des Spigels, der von einer anderen Seite besoldet wird. Und trotzdem weiß er nie, wer von seinen Lehrern und Schülern Kollegen seines inoffiziellen Berufes sind. Es ist selbstverständlich, daß viele, um ihr Brot zu behalten und nicht selbst in eine Falle zu gehen, genötigt sind, sich für Spigel auszugeben. Wenn in einem Regiment vierzig Offiziere sind, so kann man, außer dem Regimentskommandanten, der sozusagen als obligatorischer Spion bezeichnet werden muß, sicher zehn bis zwölf Prozent davon als Geheimspione betrachten. Und wenn man sich in einer türkischen Gesellschaft, in einem Bade, diesen türkischen Klubs, in einem Laden oder irgendwo sonst befindet, man darf sicher sein, daß man von Geheimagenten beobachtet wird! Und von dieser Würde, die abguschütteln sie sich vergebens bemüht, wird die Türkei wohl kaum jemals ohne fremde Hilfe frei werden. Es gibt noch eine andere Klasse dieser Parasiten, nämlich die Detektives. Diese werden von der Gesellschaft verachtet, aber weniger ihres Gewerbes wegen, als weil unter ihnen sehr selten Muselmanen zu treffen sind. Während man in dem Spigelberuf nichts Ehrenwürdiges erblickt, gilt das Gewerbe des Detektives direkt für schändlich. In der Vorstellung des Türken ist ein Detektiv und ein Henker dasselbe. Die Detektives retrahieren sich aus Griechen, Armeniern, Montenegro, Italienern, spanischen Juden, Deutschen, Franzosen, es sind auch darunter einzelne Russen und einige Muselmanen, doch sind das völlig demoralisierte Subjekte. Es gibt auch unter den Detektives solche, die gleichzeitig Spigel sind. Es ist eine Gesellschaftsklasse, der nichts heilig ist; lasterhaft von Geburt und sittlich verkommen durch das herrschende Regime, sind sie zu jeder Schandthat fähig. Sie haben die Taktik der Nachhaher erpßt und wissen die allgemeine Lage geschickt für sich auszunützen. Sie sind immer willig, Spigeldienste zu tun, und gegen Entgelt stellen sie auch ihre Faust und ihren Dolch zur Verfügung.

Sie sind, zum Beispiel, ein schlechter Mensch und wollen an jemand Rache nehmen. Sie fürchten aber die Verantwortlichkeit, so läßt sich das in der Türkei leicht bemerklich machen. Ein bekannter Fall kann das illustrieren. Ein in der Türkei populärer Chefredakteur, Tahir Bei, ein früherer Jungtürke, habe in dem von ihm redigierten Hofblatt Malumat eine Person angegriffen. Sicher hatte er dazu aus Nilbis-Riost Befehl erhalten. Aber als man ihm den risikanten Auftrag erteilte, versäumte man, den Redakteur vor den eventuellen Folgen zu schützen. Der Angegriffene machte kurzen Prozeß. Er mietete drei Detektives, man wurde handelseinig, nur stellte er die Bedingung, daß Tahir nicht ermordet, sondern nur halbtot geprügelt werden sollte. Da der fragliche Artikel vor acht Tagen erschienen war, lehrte Tahir Bei eines Nachts gegen zwölf Uhr ahnungslos durch Galata nach seiner in der Baba-Ali-Straße neben den Ministerien gelegenen Wohnung zurück. Er war noch nicht die Straße hinuntergegangen, als plötzlich drei Männer um die Ecke stürzten, sich auf ihn warfen und ihn zu prügeln begannen. Dann entfernten sie sich und ließen den Ueberfallenen liegen.

Ein geheimer Mord wird von den Spigeln nur auf Befehl ausgeführt; was die unpolitischen Verbrechen betrifft, so sieht ihnen die Rechtspflege durch die Finger. Wer gut essen und trinken will, ohne zu arbeiten, für den gibt es einen glänzenden Beruf: das Denunzieren. Brauchst du Mittel zum Studium: werde Spigel; willst du eine Rangeserhöhung: denunziere; mußt du deine finanzielle Lage verbessern: geh zu den Spigeln; kurz, was du auch noch haben möchtest, um es erfolgreich durchzuführen, mußt du Spigel werden, das ist das Alpha und das Omega des türkischen Bürgers. Die Sucht, zu denunzieren, die unmöglichen Verschwörungen aufzudecken, wächst mit jedem Tag. In jeder der Kanzleien des Schlosses, und ihrer sind Hunderte, beschäftigen sich einige gutbezahlte Beamte ausschließlich da-

mit, die einlaufenden Denunziationen zu lesen. Wichtige sichtet der Sultan selbst und belohnt freigebig die Autoren dieser literarischen Blüten. Und von dem Volke, das trampfhaft bemüht ist, einen Ausweg zu finden und sich Menschenrechte zu erringen, geht ein Stöhnen von einem Ende des Landes zum anderen.

Mohammed Nisfin.

Der Papagei als Lebensretter.

Die Geschichte einer merkwürdigen Ereignis eines jungen Mädchens aus den Trümmern eines eingestürzten Hauses in Messina schildert der an der Spitze der Katastrophe weilende Korrespondent Cibirini des „Corriere della sera“. Er hatte sich noch am Abend einem Trupp von Matrosen angeschlossen, der zwischen den Ruinen am Rettungswerk arbeitete. „Wir überkletterten ein mühseliges Feld von Ruinen, sprangen über eingestürzte Kellerwölbungen, stiegen über hohe halbzerrümmerte Steinblöcke, als plötzlich aus einem schmalen dunklen Hohlweg, dem Ueberrest einer kleinen Gasse, über der sich die gegeneinander gefallenen Mauern zweier Paläste zu einem schmantenden Haufen gebrochener Steine aufgestürzt hatten, eine heisere rauhe Stimme erkante, die immerfort mit klagenem Tonfall ein einziges Wort rief: „Maria, Maria.“ Sofort machten die Matrosen sich an die Arbeit, mit äußerster Vorsicht begann man Schuttberge fortzuräumen. Nach einer halben Stunde erkante ein dumpfes Poltern: die Trümmer sinken in sich zusammen und ein tiefes schwarzes Loch gähnt den Rettern entgegen. Fast wäre einer der Retter mit hinabgerissen worden, aber im letzten Augenblick konnte er noch an dem Beine eines Gefährten einen Halt gewinnen und wurde rasch aus einer Staubwolke emporgehoben. Einen Augenblick hielt alles vom Schreck übermannt: der Verwickelte ist jetzt wohl gerettet. Aber aus dem Loch löst ein Rätseln und dann kriecht flügelnd ein grüner Papagei aus der Öffnung und schüttelt sich den Reststaub aus den Federn. Am Rande bleibt er sitzen und sofort erkante wieder sein klagenes Ruf: Maria... Maria. Unten im Gewölbe fand man dann die Maria des guten Vogels, seine Herrin. Welch ausgebreitet lag sie da, ein wunderbar schönes junges Mädchen, anzuwehen wie der Leidnam einer Heiliga. Bald zeigte es sich, daß sie nicht todt war, eine tiefe Ohnmacht hielt sie umfassen. Sie befindet sich jetzt an Bord eines Schiffes in ärztlicher Pflege, und man hofft, daß ihr Leben erhalten bleiben wird. Der Papagei aber, ihr Lebensretter, weiß als Gast auf der „Regina Elena“ und ist bereits der Liebhaber aller Offiziere und Seeleute an Bord.“

Der zurückgewiesene Orden.

Kapitän v. Montaignac, der später im Kriege gegen Abd el Ader als Kommandant von Schemma fiel, war ein besonders tapferer, aber auch ehrlicher alter Soldat. Im Jahre 1839 bei den Marimruben in Paris hatte er sich besonders ausgezeichnet und sollte bei einer Parade mit dem Kreuz der Ehrenlegion dekoriert werden. Als ihm König Ludwig Philipp das Kreuz selbst anheften wollte, trat Montaignac einen Schritt zurück und sagte: „Sire, ich habe es nicht verdient.“

„Kapitän“, entgegnete Ludwig Philipp, „Ihr König erteilt Ihnen das Kreuz!“

„Gleich, Sire, Montaignac weiß es zurück!“

Natürlich mußte sich Montaignac darüber vor dem Kriegsminister veranworten. Er sagte: „Wenn ich das Kreuz für eine Woffenthat gegen den Feind verdient hätte, so würde ich glücklich gewesen sein und es mit Stolz getragen haben. Hier aber habe ich nur zur Herstellung der Ordnung beigetragen. Ich meine, daß bei Würdegeiz kein Orden erteilt werden sollte!“

Die Meldung von der Beschaffung eines deutschen Boermann-Dampfers von Seiten der Marine der Republik Liberia hat sich als Ente herausgestellt. Da wollte also jemand die schwarze Republik noch mehr anschwärzen.

Hundertundzwanzig Millionen Dollars soll Sultan Abdul Hamid im Auslande in Sicherheit gebracht haben, ehe er seinem Volke die Verfassung gab. Vielleicht hat er befürchtet, das Geld könne mit in die Kontursmasse des Absolutismus gehen.

Frauen lesen wahrscheinlich nur deshalb stets den Schluß eines Romanes zuerst, weil sie gewohnt sind, immer das letzte Wort zu haben.